

Denken mit den Opfern

Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg in autobiographischen Erzählungen: Psychologische Analysen¹

Jürgen Straub

Zusammenfassung: Nach Anmerkungen zu theoretischen Aspekten und zum praktisch-normativen Fundament biographischer Forschung werden Ergebnisse von interpretativen Analysen autobiographischer Erzähltexte vorgestellt. Dabei geht es um Erfahrungen von deutschen Zeitzeugen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges. Im Mittelpunkt steht die psychische Verarbeitung, die Erinnerung und die Reflexion des leidvollen Schicksals anderer Menschen. Was solche psychischen Verarbeitungsprozesse und den gedanklichen sowie emotionalen Umgang mit dem Leid und Tod von anderen betrifft, werden zwei Typen unterschieden und psychologisch analysiert: Dem distanzierenden Ausschluß des fremden Leides aus dem eigenen Denken, Fühlen und Sprechen steht eine Bewußtseinsform gegenüber, für die der Titel „Denken mit den Opfern“ gewählt wird.

Summary: In the beginning a few considerations concerning theoretical aspects and practical fundamentals of biographical research are formulated. Subsequently some results of an interpretative analysis of autobiographic narrations are presented. The analysis deals with the experiences of German witnesses of National Socialism and Second World War. At the centre of the psychological reconstructions and interpretations are two different types of psychic assimilation, two types of recollection and reflexion concerning the suffering experienced by other human beings. There is a psychic exclusion of foreign suffering from the own feeling, thinking, and speaking on the one hand, and a form of autobiographical memory and consciousness, which can be titled as „thinking with victims“, on the other hand.

Erinnerung ist, wie viele Denker gerade unserer Tradition sagten, Definiens der Philosophie. Wir wissen, daß Hegel der Meinung war, daß das Denken des Letzten auch das Denken des Ganzen sei – und nicht nur dessen, was immer ist, sondern ein solches Innwerden, das die Schädelstätten der Geschichte einbegreift.

Dieter Henrich

1. Theoretische und praktische Aspekte biographischer Forschung

Wenn ehemalige Erlebnisse in der Erinnerung die sprachliche Gestalt lebensgeschichtlich bedeutsamer Erfahrungen annehmen, werden diese Erlebnisse vom sich erinnernden Subjekt aus dem Status des bloß Gewesenen (und vielleicht schon Vergessenen) herausgelöst. Sie werden aus der Perspektive des Jetztbewußtseins der Gegenwart artikuliert, reflektiert und als Bestandteil einer Vergangenheit präsentiert, die eben gerade *nicht* gänzlich vergangen ist. Vielmehr konstituiert diese sprachlich vergewärtigte Vergangenheit unsere Geschichte oder Lebensgeschichte, und sie bestimmt unser geschichtlich-temporal verfaßtes Selbst in seinen aktuellen, qualitativen Besonderheiten.²

Wenn wir in der Biographieforschung unserem Interesse an Geschichtlichem nachgehen und die Gegenwart mit der Vergangenheit (und möglicherweise auch mit der vorausentworfenen Zukunft) in Verbindung bringen, tun wir dies nicht nur, um zu erfahren, was gewesen und geworden ist. Die psychologische Biographieforschung dient, wie jede historisch orientierte Wissenschaft, keineswegs nur der bloß beschreibenden und erzählenden Darstellung und der „objektiven“ Analyse ehemaliger Lebenswirklichkeiten, auch wenn sie durchaus um eine gewisse „Historisierung“ psychischer Wirklichkeiten bemüht sein kann und sollte.³ Auch die an die Retrospektive gebundenen Wissenschaften sind von dem Interesse an der zukunfts- und (idealiter) vernunftorientierten Gestaltung der gegenwärtigen Praxis, von der jede Erinnerung ihren Ausgang nimmt, nicht zu lösen.

Der für die vorliegenden Untersuchungen grundlegende, allgemeinste „praktische“ Beweggrund und Sinn wissenschaftlich-psychologischer Erfahrungs- und Erkenntnisbildung kann in der Teilhabe an einer „hermeneutischen Kultur“ und deren Ausdifferenzierung gesehen werden, wie ich im Anschluß an Friedrich Kambartel (1989) sagen möchte. In einer *hermeneutischen Kultur* soll durch die Gestaltung einer semantischen Bewegung kommunikative Verständigung und, im Idealfall, ein intersubjektives Verständnis von solchen subjektiven und kollektiven Erfahrungen und Orientierungen erlangt werden, die bislang als problematische und konfliktträchtige Erfahrungen hermeneutische und psychologisch-praktische Differenzen in und zwischen Kollektiven und Individuen konstituierten.

Für die in autobiographischen Erinnerungen zur Sprache kommenden Erlebnisse, Erfahrungen, Deutungs- und Orientierungsmuster, die auf den uns interessierenden Zeitraum bezogen sind – Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit –, gilt ganz offensichtlich: Viele dieser Erlebnisse, Erfahrungen, Deutungen und Orientierungen sind nach wie vor für unsere aktuelle Handlungs- und Lebenswirklichkeit bedeutsame und „schwierige“ Bestandteile des historisch-kollektiven und des biographisch-individuellen Gedächtnisses zahlreicher Menschen. Die Thematisierung dieser Erfahrungen und Orientierungen ist, sofern sie gegen den psychodynamischen „Schutzwall“ der Tabuisierung überhaupt gelingt, auch heute keine problemlose Selbstverständlichkeit, sondern stellt noch immer einen Auslöser und Bezugspunkt für psychische Schwierigkeiten und politisch-soziale Spannungen und Konflikte dar (vgl. z.B. Eckstaedt, 1989, Heimannsberg & Schmidt, 1988, Stierlin, 1982 oder auch Piper-Verlag, 1987).

Wissenschaftlich-psychologische Forschung und Aufklärung dient, da sie untrennbar mit dem Bewußtsein verbunden ist, daß vergangene Wirklichkeiten eben nicht als „reine Vergangenheiten“ zu begreifen sind, sondern als Geschichte(n) unsere Gegenwart und Zukunft bestimmen, der Bearbeitung der erwähnten psycho-sozialen

Schwierigkeiten und der vernünftigen Orientierung unseres heutigen und künftigen Handelns. Auch die historisch-psychologische Biographieforschung thematisiert und analysiert erzählte Lebensgeschichten als *magistra vitae*, als Erfahrungen, Orientierungen und Erwartungen von anderen also, die entzifferbare und reflektierbare Hinweise für jene vernunftorientierte Gestaltung unserer Lebensform enthalten können, die ich als Bemühen um die Praxis einer hermeneutischen Kultur bezeichnet habe.⁴

2. Thematischer Rahmen und untersuchungsmethodische Aspekte

Ich möchte im folgenden einige Gesichtspunkte von lebensgeschichtlich relevanten Erfahrungs-, Deutungs- und Orientierungsmustern thematisieren, die nach meinem Verständnis mit psychosozialen und politischen Spannungen und Konflikten in Zusammenhang gebracht werden können. Dabei stütze ich mich auf Einzelfallstudien und auf komparative Analysen von empirischem Material, das aus autobiographisch-themenzentrierten (Erzähl-) Texten besteht. Die Textmaterialien, auf die ich mich beziehe, entstammen einem Forschungsprojekt, in dem Prozesse der biographischen Erfahrungs- und Identitätsbildung von Menschen untersucht werden, die die historischen Zeiträume des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit persönlich miterlebt haben. Fast alle der Interviewten wohn(t)en in Städten, die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges in erheblichem Ausmaß von Bombardierungen betroffen waren. Dies heißt, daß (fast) alle der Informanten auf unmittelbare Weise Kriegshandlungen ausgesetzt waren, und zwar auf eine *spezifische, typisierbare Weise*. Ihre jeweils persönlichen Kriegserlebnisse unterscheiden sich also zwar interindividuell, sie sind aber auch durch leicht identifizierbare gemeinsame Merkmale miteinander verwandt und bilden daher einen Typus, der sich beispielsweise vom Typus der Kriegserlebnisse von Soldaten unterscheiden ließe. Unsere Interviewpartner haben den Krieg aus der Position jener erlebt, die in Bunkern vor den fal-

lenden Bomben Schutz suchten und schließlich durch die zerstörten Städte irrten, von Verletzten und Toten umgeben; für sie alle wurden die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges, in denen die Alliierten der mörderischen Terrorherrschaft der Nationalsozialisten ein Ende machten, zu einer massiven, ohnmächtig erlebten Bedrohung des eigenen Lebens. (Selbstverständlich bildet innerhalb des interessierenden Typus die jeweilige nationale Zugehörigkeit der Betroffenen ein wichtiges Kriterium, das nicht nur die Kriegserlebnisse und ihre (psychosozialen) Folgen (bis heute) qualitativ mitbestimmt, sondern auch als wichtiger Gesichtspunkt unseres moralischen und politischen Denkens bewahrt werden muß: Es bleibt eben ein nicht einzuebender Unterschied, ob derartige Kriegserlebnisse der Zivilbevölkerung innerhalb oder aber außerhalb der Grenzen Deutschlands angesiedelt waren. Da ich im folgenden jedoch auf autobiographische Texte von Deutschen zurückgreife, wird diese Differenz nicht weiter thematisiert.)

Insgesamt wurden in unserem Forschungsprojekt bislang etwa achtzig Gespräche geführt, und zwar in Nürnberg, in Wiener Neustadt, Köln, Würzburg und zuletzt in Dresden, jeweils in den Wohnungen unserer Gesprächspartner. Die Informanten wurden in der jeweiligen lokalen Tageszeitung durch einen Bericht, in dem das Forschungsvorhaben vorgestellt wurde, angeworben. Die Gespräche dauerten zwischen eineinhalb und dreieinhalb Stunden. Zum Zweck der methodisch geregelten Datenerhebung wurden – in Anlehnung an die von Fritz Schütze (z.B. Schütze, 1983) formulierten Empfehlungen zur Gestaltung der Interviewpraxis – narrative Interviews geführt, die in ihrem letzten Teil allerdings eine eher dialogische Struktur annahmen, so daß die Interviewenden auch noch einige Fragen stellen konnten, beispielsweise nach den Träumen der Gesprächspartner. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und schließlich wörtlich transkribiert.

Von den Interviewtranskripten, die bislang einer ausführlicheren Analyse unterzogen wurden, wurden für den vorliegenden Zweck Passagen aus zwei Texten ausgewählt, die sich zur Entwicklung und Veran-

schaulichung der präsentierten Analysere-sultate besonders eignen. Insgesamt orientierte sich die Textauswertung und Ergebniskonstruktion an einem sequentiellen interpretativen Verfahren, das in folgende Teilschritte zergliedert ist: Zunächst erfolgt eine Abgrenzung von Textsegmenten nach inhaltlichen und formalen Kriterien. Daran schließt sich die Ausarbeitung von *formulierenden Interpretationen* an, die sich auf die jeweils markierten Textsegmente beziehen. Die formulierenden Interpretationen haben die Funktion einer ersten Verständnisbildung, wobei sich der Interpret bei diesem Rekonstruktionsschritt möglichst eng an die Sprache des Informanten anzuschließen hat. Formulierende Interpretationen führen zu einer Art Paraphrase des Originaltextes. Hierauf wurden (primär auf fallübergreifende Erkenntnisse abzielende, möglicherweise auch auf theoretische Perspektiven mit heuristischer Funktion gestützte) *reflektierende Interpretationen* und *kritisch-komparative* Analysen erarbeitet, die an typisierendes Beschreiben, Verstehen und Erklären sowie an die Konstruktion von Typiken gekoppelt sind.⁵

Die folgenden Ausführungen, die einen ausgewählten Aspekt der vorliegenden empirischen Materialien behandeln, können als typisierende Beschreibungen und Verständnisbildungen gelesen werden. Sie basieren auf der Realisierung der genannten methodischen Teilschritte. Dies kann hier aus Raumgründen selbstverständlich nicht im einzelnen demonstriert werden. Dennoch hoffe ich, daß der in der komparativen Analyse begründete Schritt von der Rekonstruktion der je individuellen lebensgeschichtlichen „Konstruktionen ersten Grades“ (Alfred Schütz) hin zur typisierenden Thematisierung und Reflexion transindividueller, also allgemeinerer Bedeutungsgehalte sprachlicher Konstrukte, auch in der vorliegenden Kurzfassung wenigstens ansatzweise nachvollziehbar ist. Allgemeinere Bedeutungsgehalte subjektiver Erfahrungs-, Deutungs- und Orientierungsmuster beziehen sich auf solche Aspekte der Subjektivität von Individuen, durch die schließlich auch noch das Individuelle als verbreitetes Element der gesellschaftlich-sozialen Wirklichkeit ausgewiesen wird.

3. Der Ausschluß fremden Leids aus der Erinnerung: interpretative Analysen

Meine folgenden Ausführungen beziehen sich auf eine empirische Auffälligkeit, die sich für mich während der Lektüre und Analyse der ersten autobiographischen (Erzähl-)Texte zunehmend als interpretationsbedürftig erwies. Interpretationsbedürftig sind im allgemeinen Äußerungen, Texte oder Textanaloge, „die in gewisser Weise wirr, unvollständig, verschwommen, scheinbar widersprüchlich, also auf die eine oder andere Weise unklar (sind). Die Interpretation ist bestrebt, einen tieferen Zusammenhang ans Licht zu bringen“ (Taylor, 1975b, S. 154). Als auffällig und interpretationsbedürftig erscheint dasjenige, was nicht ohne weiteres in das Orientierungs- und Erwartungssystem eines um Verständnis bemühten Subjektes integrierbar ist. Am Anfang einer Interpretation steht Unerwartetes, Unvertrautes, Merkwürdiges, Fremdes (vgl. Soeffner, 1980, S. 191).

Die Auffälligkeit, die mich während der Lektüre der ersten Interviewtranskripte irritierte, bestand darin, daß in diesen Texten nur wenig oder gar nicht vom Leid und vom Tod der anderen, insbesondere vom Leid und Tod der zwar nicht einzigen, doch aber eigentlichen Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft die Rede ist. Was den Juden, den Sinti und Roma, den slawischen Völkern, den Kriegsgefangenen und anderen Opfergruppen widerfuhr, bleibt in aller Regel ein Thema ganz am Rande, bisweilen gänzlich unerwähnt.

Warum, so ließe sich entgegnen, sollte dieses Charakteristikum einzelner Texte als eine interpretationsbedürftige Auffälligkeit begriffen werden, wo es in den autobiographischen Erzählungen und Reflexionen doch vor allem um die jeweils *eigenen* Erfahrungen der Erzählenden gehen sollte? Die Antwort auf diese Frage möchte ich schrittweise entwickeln, wobei zunächst die soeben gestellte Diagnose eines systematischen Ausschlusses fremden Leids aus der Sprache und dem Bewußtsein einzelner Menschen an empirischem Material exemplarisch illustriert werden soll. Im Fortgang der Ausführungen wird sich dann zeigen, daß die lebensgeschichtliche Vergangenheit

unserer Gesprächspartner nicht von derjenigen anderer Menschen abgekoppelt werden kann. Zwischen beiden bestehen vielmehr vielschichtige Verweisungszusammenhänge, wie in den vorliegenden Texten auch deutlich wird. Wenn gleichwohl bestimmte Aspekte des Lebens anderer systematisch aus dem Bereich des Thematisierbaren ausgeschlossen werden, bedarf diese Tatsache, wenn sie verständlich erscheinen soll, einer Interpretation.

Ad rem:⁶ Herr Fiedler, Geburtsjahrgang 1922, legt in seiner lebensgeschichtlichen Erzählung Wert auf die Betonung der Kontinuität und Stabilität seines gelebten Lebens. Freilich berichtet auch er davon, wie sich seine Lebensführung durch die Politik der Nationalsozialisten in bestimmten Aspekten zwangsläufig änderte. So wurde auch er, der bis 1945 „unabkömmlich gestellt“ war, z.B. noch für kürzere Zeit zum Kriegsdienst eingezogen, was ihn vorübergehend zur vollständigen Aufgabe seines bisherigen Alltags nötigte. Im großen und ganzen jedoch besaß und besitzt das Leben von Herrn Fiedler eine stabile Struktur und eine „inhaltliche“ Bestimmtheit, die der alltäglichen Praxis über die Wirren der Zeiten hinweg ein hohes Maß an Gleichförmigkeit, Konsistenz und Kontinuität sicherten.

Insbesondere durch die bis heute betriebene Berufstätigkeit als „Selbständiger“ im mittelständisch-handwerklichen Familienbetrieb besaß die Lebenspraxis von Herrn Fiedler seit der Zeit, in der er „unabkömmlich gestellt“ und deshalb weitgehend vor einem Leben als Soldat bewahrt wurde, bis hin zu unseren heutigen Tagen eine auffallende Stabilität. Selbst bezüglich des Zeitraumes zwischen 1933 und 1945 kann von radikalen Umstellungen, insbesondere von einer wirklich tiefgreifenden und anhaltenden Wendung zum Schlechten hin, nach dem Verständnis unseres Gesprächspartners keine Rede sein. Zwar habe ihn damals manches gestört, wie z.B. der von außen oktroyierte Zwang zu bestimmten Verhaltensweisen („Hitler-Gruß“ vor Repräsentanten der Staatsmacht etc.), wodurch er sich eingeengt, in seinen individuellen Freiheiten und in seinem persönlichen Wohlbefinden beeinträchtigt gefühlt habe. Gleichwohl führte er auch bis zum Jahr 1945 *sein* Leben und

kann sich darüber eigentlich nicht zu sehr beklagen:

„Ich kam also zu dem Zeitpunkt äh in die Schule, als die Nationalsozialisten noch nicht an der Macht waren, aber bekanntlich kamen die im Januar '33 an die Macht und dann haben wir dort einen, Mitte '33 einen neuen Lehrer bekommen, der äh eben für die Nationalsozialisten scheinbar besser geeignet war. Aber den nur als reiner Klassenlehrer, alle anderen Lehrer sind geblieben, äh ich kann eigentlich über die Zeit des Nationalsozialismus nichts besonders Negatives sagen, außer das, daß man immer wieder, wie soll ich sagen äh in ein Zwangskorsett gepreßt war. Man hat also äh praktisch wenig äußerlich Negatives sagen können. Man hat also, wenn über die Straße 'ne Marschkolonnie kam, mußten sie dann die Fahne grüßen, das waren also äh reine persönliche Dinge, die mir nicht 'fallen haben, aber sonst habe ich keine negativen Erlebnisse in dieser Richtung gehabt.“

Herr Fiedler hat, wie er sagt, großes Glück gehabt in seinem Leben. Er sei vor dem Schlimmsten bewahrt worden in den Jahren zwischen 1933 und 1945, obwohl doch gerade sein Jahrgang „am meisten durch den Krieg gelitten“ habe. Er selbst sei glimpflich davongekommen, er saß, wie er sagt, „nicht unmittelbar wie viele meiner Altersgenossen äh doch dick im Dreck.“ Auch von den Bombardierungen der Stadt waren er und seine Familie, wenngleich auch Fiedler die bedrückenden Stunden im Bunker und die Schrecken der Fliegerangriffe erwähnt, nicht in schlimmster Weise betroffen. Schließlich kam die Familie Fiedler auch nach dem Krieg einigermaßen über die Runden. Zwar litt auch diese Familie unter der Knappheit und Einseitigkeit des Lebensmittelangebotes, und Fiedler betont auch noch die Härten einer sechzigstündigen Arbeitswoche während der Aufbauphase in der Nachkriegszeit. Und dennoch dominiert auch am Ende seiner Haupterzählung ein „Ton“, der das persönliche Schicksal Fiedlers als vergleichsweise erträglich erscheinen läßt. Eine „Portion Glück“ scheint zu seiner Lebensgeschichte, wie er selber sagt, auch in den zweifellos schwierigen und beschwerlichen Phasen gehört zu haben.

Alles in allem scheint es verständlich, daß unser Informant hervorhebt, es sei ihm immer relativ gut gegangen. Auch die

bereits zitierte, ganz am Anfang seiner Erzählung stehende Ankündigung, daß er über die Zeit des Nationalsozialismus nichts besonders Negatives sagen könne, läßt sich vor dem Hintergrund der skizzierten autobiographischen Konstruktion nachvollziehen. Solange Herr Fiedler sein persönliches Leben in Betracht zieht, gibt es aus seiner Sicht nichts besonders Negatives zu erzählen, auch wenn es um die Zeit des Nationalsozialismus geht. Auch das Bedrückende und Beängstigende an den damaligen Erfahrungen war noch erträglich, zumal im Vergleich mit dem – nicht näher thematisierten – Schicksal anderer Menschen.

Gleichwohl fällt die zitierte, gleich am Beginn des autobiographischen Textes stehende evaluative Äußerung, nach der es über den Nationalsozialismus nichts besonders Negatives zu erzählen gibt, auf. Der zunächst allgemein gehaltene Charakter dieser Formulierung, durch den tendenziell vom nihilistisch-destruktiven Charakter des Nationalsozialismus abstrahiert und abgesehen wird, erscheint einer Klärung bedürftig. Dieser Eindruck bleibt auch bestehen, nachdem Fiedler diese Globalevaluation durch einige Hinweise auf sein persönliches Leben konkretisiert hat. Nach meiner Lesart verstärkt sich der erwähnte Eindruck, daß die zitierte Formulierung bei genauerem Hinsehen eben doch nicht ohne weiteres verständlich ist, in der weiteren Lektüre noch dadurch, daß durch den gesamten Interviewtext hindurch kaum vom Leid und vom Tod anderer Menschen die Rede ist, abgesehen von eher abstrakten Andeutungen oder impliziten Verweisen. Der Ankündigung, daß über den Nationalsozialismus nichts Negatives gesagt werden könne, entspricht also das Schweigen über das Leid und den Tod der anderen, das den Text insgesamt charakterisiert. Dieses Leid der anderen bleibt letztlich doch ausgeschlossen aus dem Text, ja mehr noch: es ist als Thema nicht nur nicht vorhanden, sondern wird darüber hinaus, wie ich sogleich zeigen möchte, als ein gleichsam unmögliches Thema der autobiographisch-retrospektiven Vergegenwärtigung des Vergangenen „entwirklicht“.⁷

Zunächst sei noch hervorgehoben, daß in dem vorliegenden Interviewtext insbeson-

dere das Leid und der Tod derjenigen gänzlich unthematisiert bleibt, deren Mißhandlung, Verfolgung und Vernichtung die Nationalsozialisten intendierten und systematisch betrieben. Gerade dieser Aspekt der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wird nun, wie angedeutet, durch die spezifische Weise, in der unser Informant über manche Opfer des Nationalsozialismus spricht, gleichsam derealisiert und tendenziell ins Gegenteil verkehrt. Der im Erzähltext unausgesprochenen Wirklichkeit des massenhaften Leides und Todes der Opfer wird eine konkurrierend-konträre Wirklichkeitskonstruktion gegenübergestellt, die mit spezifischen Geltungsansprüchen verbunden wird. Durch diese an autobiographische Erzählungen gekoppelten Konstruktionen wird eine Vergangenheit präsentiert, in der die den Opfern des Nationalsozialismus widerfahrenen Mißhandlungen, in der deren Leid und Tod nicht oder kaum vorkommen. Diese Wirklichkeit ist schließlich, pointiert formuliert, eine Realität *ohne* Opfer.

Ein Beispiel: In den Textpassagen, in denen Herr Fiedler von der erzwungenen Mitarbeit von Kriegsgefangenen im familieneigenen Betrieb erzählt, wird eine „Welt der Gefangenen“ präsentiert, der beinahe jeder Mangel und Schmerz genommen ist. Die Unfreiheit und Würdelosigkeit des Lebens der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter bleiben ebenso unbenannt wie das mögliche Leid, das in der Vor-Geschichte dieser Existenz im Gefangenenlager verborgen ist:

A: „Äh ich möcht vielleicht jetzt noch etwas aus der Kriegszeit sagen, was für mich äh wichtig ist. Wir haben durch diese Fertigung von kleinen Teilen für diese Generatorfahrzeuge, haben wir auch unter anderm 6 russische Kriegsgefangene gehabt. Äh, wie die Menge der russischen Kriegsgefangenen kamen, wurde hier in Köln ein Lager errichtet, und wurden dann auf die Kraftfahrzeugwerkstätten verteilt. Und da haben wir unter anderen eben auch 6 Kriegsgefangene gehabt und äh, die wurden zunächst einmal in einem Lager untergebracht, das Lager ist aber später in einem Bombenangriff abgebrannt, und dann kam sie, hier in der Nähe, in einem Lager untergebracht. Äh, die Kriegsgefangenen wurden morgens abgeholt und abends wieder zurück gebracht durch unsere eigenen Leute und äh, ich wehre mich entschieden dagegen, ganz entschieden dagegen, daß

immer wieder dargestellt wird, als wären die Kriegsgefangenen schlecht behandelt worden. Äh wir haben, ich hab erzählt, daß wir einen Bunker uns gebaut haben, als die Kriegsgefangenen in der Nähe in 'nem Lager waren, äh und es wurde stark bombardiert, sind die dort ausgerückt und sind zu uns in den Bunker gekommen. Äh die sind nicht rausgeschickt worden, wir haben noch Nachbarn gehabt, die bei uns im Bunker waren, da hat sich niemand dagegen opponiert, daß diese Leute mit uns gemeinsam im Bunker waren. Äh, ich muß jetzt noch mal in dieser Richtung auf das Kriegsende kommen, als unser Betrieb verlagert wurde in das X-Land (Region), durch die vorrückenden Truppen sind auch die Kriegsgefangenen mitgegangen und waren dann in der Nähe in einem Stahlwerk in einem Sammellager untergebracht. Und auch da wurden die Gefangenen morgens und abends wieder zurückgebracht. Die äh die – – Es ist bekannt, daß nach Kriegsende die Zwangsarbeiter und auch die Kriegsgefangenen äh ausgezogen sind aus den Lagern und haben geplündert. Bei uns ist niemand gewesen, der geplündert hat, obwohl die genau den Weg kannten, sie sind ja jeden Tag zu Fuß gemeinsam mit uns hin und her gegangen. Äh – – ich möchte also damit noch einmal betonen, ich wehre mich in aller Entschiedenheit dagegen, daß hier die Kriegsgefangenen schlecht behandelt worden sind. Oder etwa geschlagen worden wären; natürlich ist es so, daß die Leute schlechte Kleidung hatten; die haben ihre Mäntel gehabt, die sie aus Militär nachher gehabt haben, die haben ihre Schuhe geflickt, äh sie haben zu essen bekommen, aber auch nicht, äh keine kräftigen Dinge, sondern eben halt das, was man hatte. Wir hier im Hause bei uns, ich betone hier bei uns, ob das anderweitig war, kann ich nicht beurteilen, haben wir Kartoffelsuppe für die Leute gekocht. Wir hatten nicht mehr, daher war auch das nur möglich. Das war also noch mal etwas aus der Kriegszeit heraus.“

Die fast vehemente Entschiedenheit, mit der Herr Fiedler die sozialen Beziehungen zu den Kriegsgefangenen als (relativ) humane Verhältnisse präsentiert, ist offenkundig. Zumindest im familieneigenen Betrieb wurden Kriegsgefangene, wie Herr Fiedler betont, menschlich und fair behandelt, was sich dann auch darin zeigte, daß die ehemals Gefangenen bei Kriegsende ihre „Aufenthalte“ nicht mit Plünderungen der Lagerstätten beschlossen. Nun soll keineswegs daran gezweifelt werden, daß unser Informant wahrhaftig spricht; im Kreise der Familie unseres Informanten mag durchaus jenes

Maß an Solidarität und Mitmenschlichkeit gegenüber den Gefangenen und Zwangsarbeitern vorhanden gewesen sein, das diesen ihren Alltag erträglicher machte. Festhalten möchte ich an dieser Stelle nur, daß die Situation der Kriegsgefangenen in der zitierten Passage und auch an anderen Stellen des vorliegenden Textes kaum in ihrer zwangsläufigen Restriktivität und Würdelosigkeit erscheint. Psychologisch betrachtet kann dies damit in Zusammenhang gebracht werden, daß die damaligen Erfahrungen und Situationsdeutungen, die Perspektiven der Gefangenen vollständig ausgeblendet, d.h. vom Autor dieses Textes an keiner Stelle in Gedanken erkundet, berücksichtigt oder gar übernommen werden.

Die Beschreibung der Lage der zur Arbeit gezwungenen Gefangenen erfolgt vielmehr gänzlich aus der eigenen, durch eine vielschichtige Distanzwahrung gekennzeichneten Perspektive des Informanten. Die Binnenperspektive der Betroffenen, aus der deren damalige Lebenssituation wohl anders charakterisiert würde, bleibt außerhalb der skizzierten, gleichsam egozentrisch-monadischen Wirklichkeitskonstruktion unseres Informanten, die insgesamt die Funktion einer Verteidigung und Rechtfertigung des eigenen damaligen Handelns erhält. Die vergangene Wirklichkeit erscheint in der vom Erzähler eingenommenen Perspektive, in der es primär um das eigene Handeln und dessen moralische Rechtfertigung geht, als legitim. Diese Wirklichkeit bietet demgemäß auch heute keinen Anlaß für eine Kritik, die mit jener Art von Empathie und Sympathie verknüpft wäre, durch die die damalige Situation der inhaftierten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter zumindest ansatzweise aus deren Perspektive zur Geltung gebracht werden könnte.

Das autobiographisch konstituierte Selbst- und Wirklichkeitsverständnis unseres Informanten ist in spezifischer Weise von den Erfahrungen derjenigen losgelöst, die ehemals zur sozialen Mitwelt gehörten. Die anderen bleiben, gerade insofern sie als Leidende gesehen und verstanden werden könnten, im Grunde getrennt, abgespalten vom eigenen Selbst, das dadurch vor einem (noch) in der Erinnerung lebendigen Mit-

leid, insbesondere aber wohl auch vor möglicher Kritik bewahrt wird. „Schutz vor Selbst-Kritik“ meint im angesprochenen Zusammenhang nicht zuletzt, daß das eigene Selbst vor all jenen moralisierenden Fragen bewahrt wird, die vielleicht auftauchen, sobald die Einsicht sich breitmacht, daß wir noch bei allem Bemühen um Solidarität und Mitmenschlichkeit im eigenen Handeln in aller Regel doch in Lebenszusammenhänge verstrickt sind, die Leid hervorbringen; unweigerlich, unübersehbar, auch wenn dieses Leid nicht unser eigenes sein mag.

Der quasi systematische, psychologisch bedeutsame Ausschluß der Perspektiven anderer, das Fehlen jener Perspektivenübernahme, die als psychische Voraussetzung für die autobiographisch-geschichtliche Vergewärtigung des Leides anderer betrachtet werden kann, konkretisiert sich in mehreren Passagen des vorliegenden Textes. Der Ausschluß der Perspektiven anderer im eigenen Denken und Fühlen, das Fehlen einer – wie ich im Anschluß an George Herbert Mead sagen möchte (vgl. Straub, 1989, S. 34ff.) – Perspektivik der Intersubjektivität, auf deren Grundlage das eigene Selbst und das der anderen durch wechselseitige Relationierungen verstehbar würden, charakterisiert den Text en detail und als ganzen. Dies zeigt sich mehr oder weniger, wenn im weiteren Verlauf davon die Rede ist, daß der ehemalige Klassenlehrer in der Schule, der als „politischer Leiter“ bisweilen auch in der SS-Uniform unterrichtete und den Schülern nahebrachte, die Juden als „unser Unglück“ zu betrachten, nur die NS-Propaganda mitgetragen, persönlich jedoch „nichts Negatives gemacht oder getan“ habe; der psychische Ausschluß fremden Leids dokumentiert sich auf der sprachlichen Ebene des Interviewtextes weiter, wenn, um ein weiteres Beispiel anzuführen, das uns allen aus der alltäglichen Gesprächspraxis bekannte Klischee bemüht wird, nach dem zu Hitlers Zeiten jene Ruhe und Ordnung geherrscht hätten, die einem die Furcht vor Diebstählen, Angriffen und Überfällen auf offener Straße nahmen – vor Diebstählen und Überfällen, die für die Zeit vor 1933 typisch gewesen und auch für unsere heutige Zeit wieder kennzeichnend seien:

„A: Allerdings war diese Zeit, ähhe, da konnten sie mit Ruhe über die Straße gehen, ne. Da hat sie niemand angegriffen, da wurde nicht gestohlen, wie in der jetzigen Zeit.

I: und vorher, vor der Zeit.

A: vor der Zeit war das ähnlich, wie es heute ist. Ich erinnere mich an eine Sache, mein Vater hat seine Schwester abends spät nach Hause gebracht und ist hier unter dem Bahnbogen von äh ich sag, ich glaub mal etwa 25jährigen angegriffen worden, und dabei hat er sich natürlich zur Wehr gesetzt und da ist ihm das Nasenbein eingeschlagen worden, ne, also es war zum damaligen Zeitpunkt, wenn es dunkel war, ich will nicht sagen gefährlich, aber es haben immer mal Überfälle stattgefunden, was in der Hitlerzeit aufgehört hat. Ich erinnere mich genau, daß man – – draußen auf den Landstraßen Stahlseile über die Straßen gespannt hat von Baum zu Baum und dann sind die Autos gefahren und die sind dann oben abasiert worden, das weiß ich noch ganz genau, das waren nur 4 – 5 Fälle, woran ich mich erinnere und dann hat das aufgehört, weil einfach der Hitler radikal durchgegriffen hat.

I: Es gab mehr Ordnung, kann man sagen.

A: Es gab mehr Ordnung.

I: Und Gerechtigkeit.

A: Nur was, ja ob man, ob jetzt das überall gerecht war, das möchte ich nicht unbedingt behaupten, ne, äh, sie haben sich wohl eingengt gefühlt. Sie haben zu 'nem späteren Zeitpunkt, ich sag mal 'ne Zahl, ab 1936 oder wann haben sie kritische Bemerkungen außerhalb der Familie nicht mehr gemacht. Ich sagte schon, wenn 'ne Marschkolonne vorbeikam, ne, ähhe, dann konnten sie nur sehen, daß sie 'ne andere Straße gingen, sonst müssen sie da stehen und 'nen Hitlergruß machen. Da kamen sie nicht dran vorbei, wenn sie das nicht gemacht haben, dann wurden sie notiert und mußten zur Ortsgruppe kommen, ne. Das empfand ich schon als einengend. Obwohl, sie hatten keine Befürchtung, daß ihnen irgendetwas geklaut wurde“.

Die Ordnung der nationalsozialistischen Gesellschaft erscheint in der zitierten Passage fast ausschließlich als Frieden, Sicherheit und Schutz währendes Charakteristikum der damaligen Zeit. Die Opfer gerade dieser „Ordnung“, die Opfer des „radikalen Durchgreifens“ der Nationalsozialisten bleiben stumm in den zitierten Sätzen und im weiteren Text. Der Interviewer reagiert auf dieses Schweigen, das vom Leid der Erniedrigten und Ermordeten abstrahiert, mit einer leisen Provokation: Wie es mit der Gerechtigkeit bestellt gewesen sei, steht in Frage. Herr Fiedler blendet die dem Wort „Gerech-

tigkeit“ inhärente universalistische moralische Perspektive auch an dieser Stelle aus, um nun noch einmal auf die persönlich erlebten, heteronom gesetzten Einschränkungen und Zwänge zu sprechen zu kommen, unter denen *er* zu leiden hatte. Und vielleicht wären, wie unser Informant räsoniert, auch solche Zwänge noch kritiklos hinzunehmen, da sie doch in derselben Ordnung verwurzelt seien, der auch zu verdanken war, daß „die“ Menschen frei waren von der „Befürchtung, daß ihnen irgendetwas geklaut wurde“.

Zur weiteren Konkretisierung und Fundierung der bisherigen interpretativen Analysen sei noch eine Passage unseres Textes angeführt, in der – am Beispiel des Schicksals von Juden wiederum deutlich wird, wie durch die fehlende Übernahme der Perspektiven von anderen deren faktisches Leid in die Irrelevanz gedrängt wird, ja: wie dieses Leid gleichsam derealisiert, in den Bereich des nicht Thematisierbaren verschoben und damit dem Vergessenen oder zu Vergessenen übergeben wird:

„A: Ja, vielleicht kann ich über die Judenfrage noch folgendes sagen. Äh, wir haben wohl gewußt, daß eine Reihe von Juden ins Konzentrationslager kamen, aber äh das war ja auch vor dem Kriege wurden ja schon Leute ins Konzentrationslager gebracht; das war aber immer so dargestellt worden, als würden da die Hitlergegner eben halt auf äh, ich will es mal so sagen, auf den Nationalsozialismus eingeschworen, genauso wie die Alliierten nachher auch Deutsche zu Versammlungen geholt haben und sollten dann demokratisch geschult werden. Uns war nicht bekannt, und das kann ich also ausdrücklich betonen, nicht bekannt, daß dort Leute umgebracht wurden und daß die Leute in furchtbaren Verhältnissen untergebracht waren. Das war mir und auch meinen Eltern nicht bekannt.

I: War das Verschwinden von Juden hier aus dem Viertel nicht merkwürdig?

A: Ja, wissen Sie, äh erstens einmal hatten sie gar nicht die Möglichkeit jetzt zu zählen, wieviel Juden gab es. Und wieviel waren nachher noch da, denn soviel Bekannte hatten sie ja nicht, ich sprach jetzt von einem, äh dann hatten wir einen, der uns für die Firma die Buchhaltung machte und die Tochter, oder sagen wir einmal, der bei uns Steuerberater war, und die Tochter davon war bei uns als Lehrling eingestellt für die Buchhaltung zu lernen, äh, sie war, äh die Tochter war Halbjude. Wir haben davon nichts gewußt, ne,

wir hätten uns aber auch nicht daran gestört, ne, wir hätten die selbstverständlich auch als Halbjude eingestellt, nur die waren ganz plötzlich verschwunden, die Tochter kam von einem auf den anderen Tag nicht mehr und auch der Vater davon, der Steuerberater, war mit seiner Frau, die waren auf einmal verschwunden. Wo sie waren, weiß ich nicht.

I: Was wurde da vermutet?

A: Und die sind dann, ja wissen Sie, das war, wenn ich mich recht erinnere Anfang 1944, und da war das Bombardement hier so stark und dann waren wir auch damit beschäftigt eben halt den Betrieb außerhalb zu legen, außerhalb X-Stadt, und dann kommen sie gar nicht mehr zu Atem, dann ähne, sie sollen ja nicht vergessen, wenn sie 'ne Firma aufladen, dann haben sie da nicht wie heute Kranfahrzeuge zur Verfügung und das laden sie auf 'nen LKW, da müssen sie alles persönlich schleppen. Die Maschinen wurden auf Rollen gemacht und die wurden auf der Erde gerollt bis zum LKW und dann haben sie ein Drei(?) aufgestellt und dann mit 'nem Kettenzug gezogen. Ne, heute geht das in Minuten, und wenn sie dann den ganzen Tag in dieser Form gearbeitet haben, dann sacken sie abends ins Bett und dann schlafen sie und dann haben sie auch für andere Dinge einfach keine Zeit zum Nachdenken. Sie hatten soviel mit sich persönlich zur Sicherung und zum Essen zu tun, daß Sie gar nicht da äh zum Überlegen kamen, nee.“

In dem zitierten Textsegment wird das Schicksal der Juden, die millionenfach in den nationalsozialistischen „Leichenfabriken“ (Hannah Arendt) umkamen, in einer Weise „angesprochen“, die einen gedanklichen und emotionalen Abstand zu diesem Tod und darüber hinaus eine gewisse Normalisierung dieses massenhaft fabrizierten Todes gewährt: Der Holocaust wird zur „Judenfrage“ und die „Reihe von Juden“, die „ins Konzentrationslager kamen“, wird gleichsam an die Normalität bezeugende Reihe von anderen „Leuten“ angegliedert, die „auch vor dem Kriege schon“ ins KZ gebracht wurden. Wäre da nicht die Täuschung über die damaligen Ereignisse in den Konzentrationslagern, der Fiedler und seine Eltern erlagen, so wäre die Kontinuität der (vermeintlichen) „Praxis“ in den Lagern auch nach 1945 fortgesetzt worden: Durch den Vergleich mit der Entnazifizierungs-Pädagogik der Alliierten wird allerdings nicht nur eine weitere, Kontinuität anzeigende Verbindung zwischen zwei Zeiten

gezogen; dieser „historische“ Vergleich, durch den unser Informant seine damalige fehlgeleitete Vorstellung von der Realität und Funktion eines Konzentrationslagers verdeutlichen mag, verharmlost diese vergangene Wirklichkeit und verschließt, so verstehe ich die Struktur und Funktion der skizzierten sprachlichen Konstruktion, das Denken und Fühlen unseres Informanten gegenüber dem Leiden und Tod der jüdischen Opfer noch heute. Die Welt unseres Informanten und die Realität der Vernichtungslager waren schon damals zwei voneinander separierte Welten, getrennt durch die Unkenntnis und die Täuschungen, die Fiedler in seinen Ausführungen erwähnt; und sie sind noch in der Erinnerung getrennt, in der die Sorge um die Rechtfertigung des eigenen Handelns dominiert und die Realität der Todesstätten noch im nachhinein überlagert.

Die Textpassagen, die in Auszügen zitiert und analysiert wurden, um die psychologische Diagnose des Ausschlusses fremden Leides zu illustrieren, sind, verglichen mit den anderen vorliegenden Interviewtranskripten, keine Ausnahmen. Im Gegenteil: der bislang analysierte Text repräsentiert einen Typus oder Modus des Umgangs mit dem Leiden und dem Tod der anderen, der gerade darin, daß er die anderen als Fremde distanziert und sie fernhält vom eigenen Denken und Fühlen, durchaus verbreitet erscheint. Auch in den anderen Texten, in denen andere Menschen, Männer und Frauen, andere Geschichten erzählen, dominiert bisweilen die Abwehr der Übernahme der Perspektiven fremder Menschen, die gelitten haben in der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges; es dominiert der Ausschluß fremden Leides aus der je eigenen Sprache und Vorstellungswelt, es dominiert die Abwehr der mit der Perspektivenübernahme möglicherweise einhergehenden Identifikation mit denjenigen, die als Opfer des Nationalsozialismus gelitten haben, starben, häufig noch heute leiden.

Psychologisch betrachtet schützt diese fehlende Perspektivenübernahme vor dem möglichen Schmerz und der Trauer, die sich andernfalls einstellen könnten. Und diese fehlende Perspektivenübernahme bewahrt freilich auch vor jener Form der Selbstthematisierung und Selbstkritik, die möglich

wird oder zwangsläufig sich einstellt, sobald die Opfer des Nationalsozialismus Gehör finden als Opfer einer gesellschaftlichen Praxis, die die allgemeine soziale Basis auch der jeweils eigenen, individuellen Existenz abgab. Vielleicht muß der zuletzt genannte Aspekt – noch heute – als zentraler Bestandteil jeder psychologischen Erklärung begriffen werden, die uns den ausführlich thematisierten Ausschluß des Leides und des Todes von anderen verständlich machen könnte. Die Akzeptanz und sprachliche Artikulation dieses Leides scheint nach meinem Verständnis der vorliegenden Texte nicht nur schwierig, weil die Konfrontation mit dem Leid und Tod der anderen in aller Regel per se eine psychische Belastung darstellt, nicht zuletzt deshalb, weil sie doch immer auch eine Konfrontation mit dem eigenen Leid und dem eigenen künftigen Tod beinhalten kann. Darüber hinaus wird, wie mir scheint, diese auf vergangene Wirklichkeiten bezogene Konfrontation in den analysierten Texten systematisch vermieden, weil sie an persönliche Verstrickungen in eine gesellschaftliche Praxis erinnert, die nach 1945 der massiven Anklage durch die Weltöffentlichkeit ausgesetzt war und es noch heute ist. Diese persönlichen Verstrickungen konstituieren Scham- und Schuldgefühle, sie belasten, bedrohen oder entwerten häufig auch noch das Selbst jener Menschen, die sich zeitlebens um einen (kritischen) Abstand gegenüber der Ideologie und Praxis des Nationalsozialismus bemühten. Diese mögliche Bedrohung oder Entwertung des Selbst berührt umso mehr diejenigen, die damals in diffuser Weise „dabei“ waren oder die Politik und Praxis der Nationalsozialisten identifikatorisch internalisierten und mit ihrem eigenen Handeln billigten oder unterstützten, auf welche Weise auch immer.

Die mit der Einsicht in das Leid der anderen möglicherweise verbundene Bedrohung des eigenen Selbst „arbeitet“, psychologisch gesehen, dieser Einsicht entgegen, noch bevor sie sich in der Sprache artikuliert. Die drohende Selbst-Kritik und Selbst-Entwertung fungiert als psychische Blockade gegenüber der Thematisierung des Leides und des Todes von anderen. Anders ausgedrückt: Der psychische Ausschluß

fremden Leides „schützt“ vor der Kritik des eigenen Selbst, er bewahrt das Individuum vor dem Druck, die eigene lebensgeschichtliche Vergangenheit und das geschichtlich-temporal konstituierte Selbst zum Gegenstand kritischer Reflexion zu machen. Dies bedeutet allerdings auch, daß Selbstreflexion und Selbst-Veränderung nicht ohne weiteres stattfinden *können*, daß also die Veränderungsmöglichkeiten von Subjekten in dem beschriebenen Fall systematisch eingeschränkt oder blockiert sind. Aus der Sicht des betroffenen Ichs formuliert: Der psychische Ausschluß der anderen, in deren Perspektive mein je eigenes Tun und Lassen kritisierbar würde, ist zugleich ein Ausschluß des anderen in mir.

Die letzten Formulierungen sollten deutlich gemacht haben, daß der thematisierte psychische Ausschluß fremden Leides keineswegs, wie ich in Anlehnung an Alexander Mitscherlich sagen möchte, „bloßen Lücken der Wahrnehmung (entspringt) (...); man übersieht nicht nur einfach, vielmehr kommt das Verhalten durch sehr markante seelische Abwehrmechanismen zustande, etwa Verleugnung gewisser Fakten, Verdrängung der Erinnerung an belastendes Triebverhalten, Projektion eigener Verhaltensweisen auf andere, wenn sie nicht mit dem eigenen Verhaltensideal harmonisieren etc.“ (Mitscherlich, 1966, S. 18). Solche seelischen Mechanismen formen nicht nur das individuelle Verhalten, sondern auch die Sprache und die im Sprechen produzierten Texte, die ich in den voranstehenden Analysen freilich nicht in einer individualpsychologischen Perspektive, sondern als Objektivationen einer im Grunde sozialen Praxis gelesen und zu verstehen versucht habe.

Der psychische Ausschluß fremden Leides kann, wie soeben ausgeführt, die Veränderungs- und Entwicklungschancen der um ihr eigenes Selbst besorgten Subjekte blockieren. Neben dieser gewissermaßen „subjektpsychologischen“ Implikation besitzt der analysierte Typus des Umgangs mit dem Leid von anderen freilich auch sozialpsychologisch explizierbare Konsequenzen. Die analysierten Formen des Schweigens und Sprechens erschweren oder verhindern Verständigung und Verständnis zwischen den betroffenen Men-

schen. Die systematische (retrospektive) Abmilderung oder Negation fremden Leides und eine damit einhergehende Position, aus der es primär um die selbstbezogene Rechtfertigung des eigenen Handelns geht, erscheinen gleichermaßen als „Standpunkte“, die sich den für ein Gespräch erforderlichen psychischen und intersubjektiven Bewegungen kategorisch widersetzen.

4. Eine psychologische Alternative: Denken mit den Opfern

Die beschriebenen psychologischen Tatsachen und Zusammenhänge werden in ihren spezifischen Eigenheiten und Implikationen präziser erkennbar und verständlich, wenn wir sie komparativ-kontrastierenden Analysen unterziehen. Selbstverständlich ist die Bezugnahme auf eine „Bewußtseinsform“, die wir als kontrastiven Gegenhorizont zu dem bislang behandelten Typus („Ausschluß fremden Leides“) begreifen können, die unausgesprochene Basis der voranstehenden Ausführungen. Ich möchte nun auf diese Vergleichs-Basis wenigstens kurz zu sprechen kommen und durch die Explikation der angedeuteten Differenz das bislang erreichte Verständnis zu präzisieren und zu erweitern versuchen, zumindest aber sollen im folgenden einige Hinweise für eine solche Erweiterung des bislang formulierten Verständnisses gegeben werden.

Die kontrastive Bewußtseinsform, auf die ich ansatzweise eingehen möchte, soll dabei mit einer Formulierung bezeichnet werden, die ich einem Vorlesungsmanuskript des Philosophen Dieter Henrich (1987, S. 90) entnommen und meinen eigenen Ausführungen bereits als Titel vorangestellt habe:⁸ „Denken mit den Opfern“, so nennt Henrich eine bedeutende Aufgabe nicht nur einer Philosophie, deren Wahrheiten notwendigerweise an Akte der Erinnerung gebunden sind. „Mit den Opfern zu denken“ sei darüberhinaus ein Signum jener retrospektiv strukturierten Nachdenklichkeit in unserer Zeit, ohne die eine humane soziale Praxis heute nicht mehr zu haben ist. Teile von Henrichs Ausführungen lassen sich nach meiner Auffassung schließlich auch als Hinweise auf psychologische Vor-

aussetzungen für eine gesellschaftliche Praxis lesen und weiterentwickeln, die unter anderem deshalb als eine humane Welt bezeichnet werden könnte, weil in ihr das Leid und der Tod der Opfer des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges erinnert und im Denken und Handeln aller Berücksichtigung erfahren würden.

Henrich sieht freilich, daß allein schon der Massentod und Massenmord, den wir mit der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges verbinden, unüberhörbar fordern, „die Wege früh und möglichst auf immer zu verschließen, welche dahin geführt haben. Wissen wir aber nur dies“, so fährt er fort, „so sprechen wir noch gar nicht von den Toten selber“ (a.a.O., S. 90). In einer derartigen Abstraktion von den Opfern selber gehe es zuerst und vornehmlich um eine selbstbezogene Sorge „um uns und unsere eigene Bewahrung und vielleicht noch um die Bewahrung unserer Lebensweise und Lebenswelt. Sind unsere Gedanken an die Opfer nur von ihm (einem Willen, der sich nur um sich selbst sorgt, J.S.) beherrscht, so werden wir ihrer eigentlich gar nicht gedenken: wir werden den Tod, den sie selbst starben, nicht in unseren Gedanken Eingang finden lassen“ (a.a.O., S. 91). Erst und gerade die Aufnahme der (letzten) Gedanken der Opfer brächte uns jedoch in eine wirkliche Beziehung zu den anderen, zu deren Leid und Tod. Und „erst indem wir unser Denken in einen besonnenen, aber auch bewegten Anschluß zu dem ihren bringen, gehen wir mit ihrem Leben und Enden wirklich um. Und erst daraus verlöre die Rede von der Mahnung, die sie für uns und zum Frieden unserer Welt sind, ihre Leere und, man muß es wohl sagen, ihren Charakter, eine selbstbezogene Ausbeutung ihres Todes zu sein, die aus unserem eigenen Lebenswillen hervorgeht“ (a.a.O., S. 92).

Henrich polarisiert zweierlei Bewußtseinsformen, zweierlei Formen des Denkens, die je verschiedene Verhältnisse eines Subjektes zu sich und den anderen implizieren, er kontrastiert, um es in metaphorischen Ausdrücken zu sagen, zweierlei Bewegungen des Fühlens und Denkens: Während die eine dieser Bewegungen um das eigene Selbst kreist und dieses schließlich von den anderen isoliert, führt die

andere zu den Mitmenschen hin, gerade auch zu deren Leiden und Tod. Diese idealtypisch markierte Differenz läßt sich m.E. nun nicht allein in philosophischer Perspektive als eine Differenz im Denken explizieren, sondern auch in ihren psychologischen Implikationen thematisieren und für die vorliegenden Analysen fruchtbar machen. Es ging ja bislang um einen Modus der autobiographischen Konstruktion der Vergangenheit, der sich durch die selbstbezogene Abwendung vom Leiden und Enden der Opfer des Nationalsozialismus auszeichnet.

Als kontrastiven Gegenhorizont zu dem beschriebenen und analysierten Ausschluß fremden Leides können wir einen Typus der autobiographischen Erinnerung verstehen, in dem das Leid und der Tod der anderen, soweit unsere Sprache hierfür eben offen ist und Worte bereitstellt, thematisiert wird und in einen Bezug zum eigenen Selbst gebracht wird. Mit den Opfern zu denken, bedeutet, deren vergangenes Leid und deren unwideruflichen Tod in die Gegenwart des eigenen Lebens mit aufzunehmen und von daher ein für das eigene Handeln relevantes Verständnis seiner selbst und der Welt, in der wir leben, zu erlangen versuchen. Wo dies gelingt, wird das in der Erinnerung präsente Leid der anderen einen Riß noch durch die jüngste, aktuellste Zeit markieren. Wo dies geschieht, existieren die auf unbestimmte Zeit wiederkehrenden Momente der Trauer, es existiert nicht zuletzt eine Verunsicherung auch des eigenen Selbst, die nicht endgültig überwunden werden wird. Diese Verunsicherung des eigenen Selbst wird nicht definitiv ausgeräumt, weil sie auf der Basis einer Perspektivik der Intersubjektivität, in der das Leid und der Tod der anderen auch zu *meiner* geschichtlich-sozialen Welt gehören, im psychologischen Sinne nicht überwunden werden muß und kann.

Die nächsten Zeilen aus einem unserer Interviewtranskripte sollen für sich selbst sprechen, wobei ich hoffe, daß in diesen Sätzen anklingt, wovon soeben die Rede war. In dem längeren Textausschnitt, in dem Frau Peters, Jahrgang 1920, von dem Buchladen erzählt, in dem sie ihre Mutter bei der Arbeit unterstützte, nimmt, was soeben abstrakt und metaphorisch gesagt wurde, die folgende sprachliche Gestalt an:

B: Und wir hatten natürlich dann auch so einige Kunden, die in der Uniform rumliefen, SS und, es war weniger SA-Uniformen damals ne. Und da wußten wir natürlich, auch wenn die nicht in Uniform kamen, daß wir da vorsichtig sein mußten. Aber im allgemeinen, ich weiß nicht, ob die X-Städter alle so, oder ob das nur – Ach, und dann muß ich noch erwähnen, daß die Gegend, wo wir wohnten, das war also damals eine Gegend, wo fünfzig Prozent Juden (wohnten?). Und zwar hatten wir also, ja wir hatten achtzig Prozent jüdische Kunden. Das waren alles Leute, die waren Rechtsanwälte und Ärzte und so eine etwas gehobene Mittelschicht. Und die dann natürlich auch bei uns lasen und Kunden waren. Und wir haben dann also sehr konkret mitbekommen, wie die gezwiebelt wurden, nicht. Das ist mir also in Erinnerung geblieben. Das werd' ich nie vergessen. Das war das Schrecklichste eigentlich. Von den Bombenangriffen und so – aber diese Leute, die ich ja nun auch sehr gut kannte. Wir hatten auch, ich war zwar in 'ner katholischen Volksschule und nachher auf dem Lyzeum hatten wir aber auch jüdische Kinder. Und wie wir, wie ich noch mit meinem, ja, ich war ein vornehmes Kind, ich hatte ein Kinderfräulein, gingen wir in den Park, und da waren dann die Mädchen von den jüdischen Kindern, da haben wir auch mitgespielt. Da haben wir dann von denen erfahren, daß die, und, also ich war da so richtig, ich kam mir vor wie, ja ((lachend)), waren genau so Menschen wie wir, und plötzlich waren das also Untermenschen und ganz schrecklich. Und dann war das also furchtbar, wie die dann so die Reichskristallnacht war, da wurden uns gegenüber aus dem Fenster äh Stühle und Möbel und alles Mögliche geworfen. Wir hörten, wie die Scheiben eingeschmissen wurden, Leute wurden verhaftet, und wir haben uns aufgeregt, aber unternommen haben wir nichts. Ich weiß noch, daß meine Freundin kam und sagte: die Frau W., die ist verhaftet worden, wir müssen was unternehmen und das können wir doch nicht so durchgehen lassen. Aber, ja wir haben dann doch nichts unternommen. Wir wußten auch nicht, was wir unternehmen, außerdem waren wir ja auch ängstlich, man war ja denn auch bange. Und dann haben die, äh 1938 glaub ich, äh die Juden, die noch da waren, äh auf Wohnungen verteilt, und zwar immer in ein Zimmer kamen ein oder zwei Familien – Familien mit Mutter und Großmutter und Kindern. Und uns gegenüber waren so zwei Häuser, die da lagen, also in dem Haus waren ein paar hundert Juden drin. Die mußten damals auch schon den Stern tragen und äh, und wir mußten ein Buch ins Fenster stellen „Juden unerwünscht“, schon '36 oder wann. Da haben wir dann immer ein Buch vorge-

stellt. Das Schild mußten wir hinstellen, haben wir 'n Buch vorgestellt, dann kriegten wir zwar 'ne Vermahnung. Haben wir uns zwar ein bißchen, aber die Juden kamen immer noch zu uns. Die hatten dann so 'ne Aktentasche vor ihrem Judenstern und, da ist auch nie irgendetwas gekommen, da hat nie einer was gesagt, trotzdem die ja bekannt waren die Leute, kannten sich ja von früher her, ne. (...) An 'ne besonders erschütternde Geschichte erinnere ich mich. Da war eine Familie, die hatten Kinder in meinem Alter, einen Sohn und 'ne Tochter. Und die sind nach Amerika gegangen, die Kinder, die Eltern sind hiergeblieben. Und die Tochter ist so als Dienstmädchen so da nach Amerika rüber. Ich weiß nicht, ob die Verwandte da haben. Jedenfalls kam dieser Herr 'mal zu uns und erzählte anfang des Krieges, oder auch schon 1939, daß er also nichts von seinen Kindern hörte und keine Verbindung mehr hätte. Und er ist also im Laden gestanden und hat geweint. Älterer Mann natürlich damals schon, liefen die Tränen runter und also, das hat mich wahnsinnig erschüttert. Ich kannte die Kinder ja, die waren in meinem Alter, ne. Und nach dem Krieg bin ich, also während des Krieges bin ich nach H-Stadt gegangen – nur um die Geschichte zu Ende zu erzählen – und mein Mann ist dann aus der Gefangenschaft nach Köln gekommen und hat unser Geschäft wieder aufgebaut, weil meine Mutter ja keine Existenz hatte. Und dann ist ein amerikanischer Soldat gekommen und hat gesagt, er wär' in X-Stadt, hier wären seine Eltern äh und hätten gewohnt, und mein Mann wußte natürlich mit dem Namen nichts anzufangen. Hab' ich ihm gesagt, ach nein, also das wär', hätt' ich den doch gesehen, dem hätt' ich ja alles erzählen können über seine Eltern. Die sind nachher nach Theresienstadt gekommen.“

Ich möchte die soeben zitierte Textpassage, wie gesagt, nicht weiter analysieren, sondern für sich selbst sprechen lassen. Daß ich der Auffassung bin, daß in diesen Zeilen spürbar wird, wovon vorhin die Rede war, worauf also die Formulierung Henrichs hinweisen sollte, habe ich gleichfalls bereits erwähnt. Dabei versteht es sich von selbst, daß in Interviews wohl kaum mehr möglich ist, als Spuren im Gespräch und in der Sprache zu hinterlassen, die von dem zeugen, was ich als ein „Denken mit den Opfern“ bezeichnet habe. In diese Aufgabe wirklich eintreten können wir im Kontext eines sozialwissenschaftlichen Interviews nicht, ja: die Wissenschaft ist vielleicht ohnehin nicht der Ort, an dem diese Aufgabe wirk-

lich angegangen werden kann. So können wir auch in wissenschaftlichen Vorträgen und Abhandlungen nur über diese Aufgabe reden und eventuell auch die psychologisch interessanten Implikationen, Voraussetzungen und Konsequenzen dieser Aufgabe etwas klarer machen – ohne allerdings die Lebensprobleme, auf die wir hindeuten und die uns umtreiben, am Ende auch nur einen Hauch geschmälert zu haben.

Vielleicht jedoch ist es doch nicht nichts, etwas von den psychischen Schwierigkeiten und Anstrengungen zu sehen, die schon mit der bloßen Vorstellung des Leides und des Todes anderer einhergehen. Der Wert dieser Einsicht, wenn es denn eine ist, hängt dann aber in erheblichem Maße davon ab, daß wir uns mehr zutrauen, als nur zu erkennen, daß die anderen mit dieser Aufgabe ihre Mühe haben.

Anmerkungen

1. Im vorliegenden Artikel wird von ausgewählten Ergebnissen eines Forschungsprojektes berichtet, das von der Österreichischen Nationalbank sowie den Städten Köln und Würzburg finanziell unterstützt wurde. Die ursprüngliche Projektkonzeption, aus der das von mir bearbeitete wissenschaftliche Teilprojekt hervorging, wurde von van Dijk, Reykowski und Werbik (1988) beschrieben. Die folgenden Ausführungen sind meinem Freund Romain Finke gewidmet, der mir in den Bildern seines „Dachau-Zyklus“ eine Vorstellung davon gab, was es heißen kann, mit den Opfern zu denken.
2. Zu einer ausführlicheren Explikation und Begründung der angesprochenen zeit- und erzähltheoretischen Aspekte biographischer Forschung vgl. meine an George Herbert Meads Theorie des Selbst sowie an das narrativistische Konzept der geschichtlichen Erzählung anschließenden Ausführungen (Straub, 1989, S. 85–196).
3. „Historisierende“ Analysen und Darstellungen implizieren einen Vorrang differenzierter Beschreibungs- und analytisch orientierter Verstehens- und Erklärungs Bemühungen vor der „kurzatmig pädagogisierenden Vereinnahmung einer kurzschlüssig moralisierten Vergangenheit“ (Habermas, 1987, S. 72). Dabei gilt es allerdings zweierlei im Auge zu behalten: Zum einen ist die o.g. analytische Unterscheidung natürlich eine idealtypische Konstruktion, die die „unhintergehbare“ normative Dimension aller geschichts- und sozialwissenschaftlichen Begriffe und Konzepte nicht eliminieren kann (vgl.

z.B. Taylor, 1975a, 1980). Diesem Aspekt ist – zum zweiten – im vorliegenden thematischen Zusammenhang besondere Beachtung zu schenken, da wir uns in der Wissenschaft zwar um die Vermeidung einer pädagogisierenden Vereinnahmung einer kurzerhand moralisierten Vergangenheit bemühen sollten, zugleich aber auch beachten müssen, daß wir wissenschaftliche Distanzwahrung nicht mit einem scheinbar neutralen „Abschütteln“ einer – ebenso kurzschlüssig – entmoralisierten Vergangenheit verwechseln.

4. Hierbei muß allerdings berücksichtigt werden, daß der Topos der *historia magistra vitae* nicht mehr in seinem klassischen Sinn verstanden werden kann (vgl. Koselleck, 1967). Aus der Geschichte und aus Lebensgeschichten können wir im Horizont einer neuzeitlich bewegten, d.h. unter anderem: einer beschleunigten Zeit, in aller Regel nicht mehr unmittelbar, sondern eben nur noch im Medium reflexiver Brechungen lernen, durch die die Differenz unterschiedlicher geschichtlicher und lebensgeschichtlicher Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte Berücksichtigung findet.

5. Zur verwendeten Terminologie und zur ausführlicheren Darstellung des Vorgehens vgl. Bohnsack (1989, S. 343ff.), Straub (1989, insb. S.223–248).

6. Alle im folgenden genannten Personennamen unserer Gesprächspartner sind selbstverständlich Phantasienamen.

7. In diesem Zusammenhang sei an die wohl bahnbrechende Arbeit von Alexander und Margarete Mitscherlich (1967) erinnert, in der dem psychologischen „Mechanismus“ der Entwirklichung oder „Derealisierung“ bekanntlich eine zentrale Funktion für die „Vergangenheitsbewältigung“ der Deutschen zugeschrieben wurde. Vgl. hierzu auch Helmut Dahmer (1990).

8. Die folgenden Ausführungen können auch als Konkretisierung einer an anderer Stelle formulierten Überlegung gelesen werden (Straub, 1989, S. 242), nach der die lebensweltlich-alltägliche, die wissenschaftlich-psychologische und die philosophische Erfahrungs- und Erkenntnisbildung in einem egalitären Spannungsverhältnis stehen (Waldenfels, 1985, S. 16), das wechselseitige Kritik und Förderung nicht nur zuläßt, sondern auch benötigt, wenn nicht reduktionistischen Formen des Denkens und – ganz allgemein gesprochen – reduktionistisch verarmten Formen möglicher Selbst- und Weltverständnisse und der entsprechenden Lebensgestaltung Vorschub geleistet werden soll (vgl. dazu auch Popp-Baier, 1989). Grundsätzlich sind diese Überlegungen an die Intention gebunden, insbesondere an der Unterscheidung zwischen Alltag und Wissenschaft bzw. an den für diese divergierenden

„Sinnbereiche“ (Alfred Schütz) jeweils charakteristischen Formen der Erfahrungs- und Wissensbildung festzuhalten. Diese Intention wendet sich entschieden gegen das naiv-normative, bisweilen nicht gerade wohlinformierte und reflektierte Ansinnen, die freilich bestehenden, vielfältigen Beziehungen zwischen Alltag und Wissenschaft in eine quasi-symbiotische Einheit zu verwandeln und damit also aufzulösen und zu destruieren. Vgl. dazu auch die anregenden Ausführungen von Soeffner (1983).

Literatur

- Bohnsack, R. (1989). Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske u. Budrich.
- Dahmer, H. (1990). Derealisierung und Wiederholung. *Psyche* 44, 133-143.
- Dijk, H. van, Reykowski, J. & Werbik, H. (1988). Description of the International Project: The Experience of Inhumanity. The experiences of inhumanity and the processes of its psychic assimilation by victims of Fascism, of National Socialism, and of the Second World War: a documentation of evidence given by witnesses from the most severely hit cities in Europe and an interpretative discourse. Memorandum Nr. 54 des Institutes für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- Eckstaedt, A. (1989). Nationalsozialismus in der „zweiten Generation“. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1987). Eine Art Schadensabwicklung. In: Piper Verlag (Hrsg.), „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. (S. 62-76). München: Piper.
- Heimannsberg, B. & Schmidt, Ch. J. (1988) (Hrsg.). Das kollektive Schweigen. Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Heidelberg: Asanger.
- Henrich, D. (1987). Im Erinnern zu denken. Eine Vorlesung vierzig Jahre nach Kriegsende. In: D. Henrich, Konzepte. Essays zur Philosophie in der Zeit (S. 79-96). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kambartel, F. (1989). Versuch über das Verstehen. Manuskript eines Vortrags, gehalten auf dem „Ludwig Wittgenstein“-Kongreß. Frankfurt/M.
- Koselleck, R. (1985). *Historia Magistra Vitae*. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichten. In: R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (S. 38-66). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mitscherlich, A. (1966). Krankheit als Konflikt 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mitscherlich, A. & Mitscherlich, M. (1967). Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München: Piper.
- Piper-Verlag (1987). „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München: Piper.

- Popp-Baier, U. (1989). Das Konkrete und das Abstrakte. Anmerkungen zur Begriffsbildung in der qualitativen psychologischen Forschung. Memorandum Nr. 65 des Instituts für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg. Erlangen.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 3, 283-293.
- Soeffner, H.-G. (1980). Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Interpretation eines Textausschnittes aus einem „freien“ Interview. In: H.-G. Soeffner (1989), *Auslegungen des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik* (S. 185-210). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Soeffner, H.G. (1983). Alltagsverstand und Wissenschaft. Anmerkungen zu einem alltäglichen Mißverständnis von Wissenschaft. In: H.G. Soeffner (1989), *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik* (S. 10-50). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Stierlin, H. (1982). Der Dialog zwischen den Generationen über die Nazizeit. *Familiendynamik* 7, 31-48.
- Straub, J. (1989). Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht. Heidelberg: Asanger.
- Taylor, Ch. (1975a). Neutralität in der politischen Wissenschaft. In: Ch. Taylor, *Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen* (S. 14-64). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Taylor, Ch. (1975b). Interpretation und die Wissenschaften vom Menschen. In: Ch. Taylor, *Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen* (S. 154-219). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Taylor, Ch. (1980). Understanding in Human Science. *Review of Metaphysics* 34, 25-38.
- Waldenfels, B. (1985). Die Abgründigkeit des Sinnes. Kritik an Husserls Idee der Grundlegung. In: B. Waldenfels, *In den Netzen der Lebenswelt* (S. 15-33). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Zum Autor:

Dr. Jürgen Straub ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Psychologie I in Erlangen.
 Anschrift:
 Institut für Psychologie I der Universität Erlangen-Nürnberg, Bismarckstr. 6, 8520 Erlangen.